

RICHARD CROMPTON

WENN
DER
MOND
STIRBT

KRIMINALROMAN

»Ein äußerst fesselnder Krimi mit
Schauplatz Kenia.« *Ian Rankin*

dtv
ebook

2

»Wenn wir wären in China«, schluchzt die chinesische Frau, »wir würden nicht machen so viel Theater. Wir würden uns kümmern!«

»Tja, wir sind hier aber nicht in China«, erwidert der diensthabende Sergeant. »Hier machen wir die Dinge, wie es sich *gehört*.« Er leckt seinen Kugelschreiber an und beugt sich über ein großes Buch. »Nummer der Arbeitserlaubnis?«

»Hier geht nicht um mich, geht um meine Vermieter! Hat genommen mein Geld und Schloss getauscht! Mit wem ich soll schlafen heute Nacht, hm?«

In der allgemeinen Erheiterung, die dieser Satz auslöst, nimmt Mollel über die Köpfe der Leute hinweg Blickkontakt mit dem Sergeant auf. Er ist froh, dass es Keritch ist – keine unangenehmen Fragen. Nur ein neugieriger Blick, als die Klappe geöffnet wird, um ihn durchzulassen. Als Mollel seinen Gefangenen durch den Flur zum Büro der Kriminalpolizei führt, hört er, wie Keritch seufzend wiederholt: »Nummer der Arbeitserlaubnis? Und hat hier *irgendwer* einen Stift, der schreibt?«

Polizeizentrale. Es ist lange her, dass er hier gewesen ist. Nichts hat sich verändert. Es riecht nach Schweiß und frischer Farbe – es ist einfacher, die Wände alle paar Jahre zu streichen, als sie täglich zu reinigen. Das einstöckige Gebäude war früher ein Farmhaus, und jetzt geht es förmlich unter zwischen den riesigen modernen Gebäuden, die drumherum

entstanden sind. Das verschlafene, rustikale Äußere passt überhaupt nicht zu dem unablässigen Treiben im Innern, und es weckt die Vorstellung von einem Nairobi, das von einem gutmütigen, Fahrrad fahrenden Bobby aus der Kolonialzeit überwacht wird – was zu der Zeit, als das Haus gebaut wurde, wahrscheinlich sogar der Fall war. Aber heutzutage könnte dieses Bild kaum weiter von der Wirklichkeit entfernt sein.

»Sieh an, der Massai. Und du hast uns ein Geschenk mitgebracht, wie ich sehe?«

Mollel führt den Gefangenen in das Büro der Kripo. Ramponierte Schreibtische und überquellende Aktenregale sind in einen Raum gequetscht, der früher offensichtlich ein Schlafzimmer war. Mwangi sitzt an seinem alten Platz, die Füße auf dem Tisch, und liest die ›Daily Nation‹. Angegraut, zynisch, der Schnauzer etwas mehr von Weiß durchzogen. Mollel geht auf ihn zu und klappt die Vorderseite der Zeitung um.

»He, was soll das?«

»Ich schaue nach dem Datum. Das ist die einzige Möglichkeit festzustellen, ob du dich in den letzten zwei Jahren überhaupt bewegt hast.«

»Ich wäre mir da nicht so sicher«, sagt ein jüngerer Mann. Hemdsärmelig, eine halb gegessene *sambusa* in der Hand, die Anfänge eines Polizistenschnauzers. »Er lässt sie sich mittlerweile hierher liefern.«

»Mollel, das ist Kiunga. Mein neuer Partner«, sagt Mwangi. »Und ob du's glaubst oder nicht, Kiunga, der Massai hier war auch mal mein Partner.«

»Ich habe von Ihnen gehört«, sagt Kiunga unverbindlich.

»Jeder hat von ihm gehört«, sagt Mwangi. »Die Frage ist, was macht er wieder hier in der Zentrale? Nach allem, was ich weiß, haben sie ihn zur Verkehrsüberwachung nach Loresho versetzt.«

Kiunga lacht. »Gibt es in Loresho überhaupt Autos?«

»Da ist genug zu tun«, erwidert Mollel. »Überfüllte *mata-tu*, abgelaufene Plaketten. Und ab und zu ein durchgedrehter Esel.«

»Und jetzt hast du uns Oloo gebracht«, sagt Mwangi und mustert den Gefangenen. »Das wird den Boss sicher freuen.«

»Du kennst den Typen?«

»Na klar kennen wir Oloo. Nette Handtasche übrigens«, sagt er zu dem Dieb.

»Was zum Teufel macht *der* denn hier?«, donnert eine Stimme von der Rückseite des Raumes. Mwangi wirft Mollel einen vernichtenden Blick zu und nimmt langsam die Füße vom Tisch. Oloo, der Gefangene, entspannt sich sichtlich.

Otieno, der Chef der Kriminalpolizei von Nairobi, ist hereingekommen.

»Hatte ich euch nicht gesagt, dass ich den Kerl hier nicht mehr sehen will?!«, bellt er.

Er ist ein imposanter Mann, groß und massig, mit einem kugelrunden, dicken Kopf, der nahtlos in die Schultern übergeht. Seine tintenschwarze Haut ist von Pockennarben durchzogen, und die Farbe scheint in das Weiß seiner Augen zu fließen, die fleckig wie Walnüsse sind. Als Luo in einem von Kikuyu dominierten Beruf hat sich Otieno eine Haut zugelegt, die so dick ist wie die eines Ochsen, und es heißt, er sei ebenso stur.

»Das waren wir nicht, Boss«, sagt Mwangi. »Das war unser guter alter Massai hier.«

Otieno wendet sich Mollel zu, den er jetzt erst wahrnimmt. Sein breites Gesicht verzieht sich zu einem strahlenden Lächeln – die letzte Reaktion, mit der Mollel gerechnet hat.

»Bei den Luo gibt es ein altes Sprichwort«, sagt Otieno und schlägt Mollel kraftvoll auf den Rücken, »dass ein unerwünschter Besucher gute Laune bringt. Womit natürlich

gemeint ist, wenn er geht. Aber diesmal, mein unerwünschter Freund, diesmal könnten Sie mir womöglich aus der Patsche helfen. Lassen Sie diesen Nobody laufen, und ich erzähle Ihnen alles.«

»Erst muss ich ihn unter Anklage stellen«, sagt Mollel. »Wegen Diebstahl und Widerstand gegen die Staatsgewalt.«
Mwangi und Kiunga wechseln einen Blick.

Otienos Lächeln erlischt. Er nimmt Mollel die goldene Handtasche ab und mustert den Inhalt.

»Handy, Portemonnaie, Tampons, Zigaretten ...« Er hält einen Ausweis hoch. »Unglaublich, wie unvorsichtig manche Leute mit ihren Wertsachen sind. Aber zum Glück gibt es ja brave, ehrliche Bürger wie unseren Mister Oloo, die Fundsachen zur Polizei bringen.«

Oloo fängt an zu grinsen. »War mir ein Vergnügen«, sagt er selbstgefällig. »Und wenn die Herren nichts dagegen haben, mache ich mich jetzt mal wieder auf den Weg.«

»Aber, Boss –«, protestiert Mollel.

»Nichts aber! Im Moment hat meine Abteilung die besten Zahlen seit den Neunzigern. Diebstähle sind um acht Prozent gesunken. Glauben Sie, ich lasse mir meine Statistik von so einem *mavwi* kaputt machen? Fragen Sie mal Ihre Kollegen.«

Mwangi und Kiunga werfen Mollel einen resignierten Blick zu.

»Ja, genau«, mischt sich Oloo ein. »Und wo kriege ich jetzt meine Belohnung?«

Otieno lacht laut und herzlich. Dann hebt er, immer noch lächelnd, die Faust und donnert sie dem Dieb ins Gesicht.

»Das ist deine Belohnung.«

Oloo liegt am Boden, und aus seiner gebrochenen Nase quillt das Blut. Otieno wendet sich an Mwangi und Kiunga.

»Das habe ich nur gemacht, um euch Kikuyus zu beweisen, dass es hier keine Sonderbehandlung für Stammesbrüder

gibt. Mwangi, schaffen Sie den Kerl hier raus. Kiunga, holen Sie den Wagen. Wir machen mit dem Massai einen kleinen Ausflug.«

Der Land Rover der Polizei schlängelt sich durch den Verkehr von Nairobi. Kiunga manövriert mit dem Selbstvertrauen eines jungen Mannes, zwingt den Wagen durch engste Lücken, überholt rechts und links und fährt, wenn es sein muss, auch mal über den Fußweg.

»Sie haben nie Autofahren gelernt, Mollel?«, fragt Kiunga über die Schulter, während er den Land Rover in die immer schmaler werdende Schlucht zwischen zwei Stadtbussen steuert.

»Nein«, erwidert Mollel. »Und Sie?«

Otieno, der vorne neben Kiunga sitzt, lacht schallend. »Genau deshalb sind Sie bei der Verkehrsstreife gelandet. Das fand wohl jemand besonders witzig.«

Ja, und Mollel weiß auch, wer. Aber wenn Otieno ihn bei diesem Ausflug dabeihaben will, muss er etwas Interessantes auf Lager haben.

Sie biegen vom Uhuru Highway auf die Kenyatta Avenue. Als sie am Serena Hotel vorbeifahren, bellt Otieno ein paar Anweisungen, und Kiunga macht eine verbotene Kehrtwende, um auf die Gegenfahrbahn zu kommen. Sie schlängeln sich durch den entgegenkommenden Verkehr; Kiunga hebt warnend die Hand, als ein aufgebrachter *matatu*-Fahrer ihn anbrüllt, während Otieno vollkommen ungerührt dasitzt. Dann runter von der Straße, auf den Fußweg, zwischen zwei Pollern hindurch, von denen Mollel niemals gedacht hätte, dass die Lücke groß genug ist – aber sie ist es –, und in den Uhuru Park.

Uhuru Park: Nairobis Spielwiese. Der Name bedeutet Freiheit, und genau das bietet der Park: ein wenig Freiheit von